

Zeitschrift: Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern
Herausgeber: Geographische Gesellschaft Bern
Band: 22 (1908-1910)

Artikel: Reise durch das Hinterland von Liberia im Winter 1906/07
Autor: Volz, Walter
Kapitel: VI: Von Loma nach Sigitta
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-322530>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VI. Von Loma nach Sigitta.

(Vom 10. Februar bis 6. März 1907.)

Nach einem Aufenthalt von ungefähr drei Wochen brach Volz am Morgen des 10. Februar von Loma auf, und zwar zunächst zurück auf dem bereits gemachten Weg über Gatima nach Konesun. Beim Uebersetzen der Loffa auf Flüssen gab es Schwierigkeiten mit den Trägern, welche Kutubu mitgegeben hatte und die nun zum Teil durch Gatimaleute ersetzt werden mussten. Lasten blieben zurück, und in Konesun hiess es wieder einmal, ein Angriff stehe bevor, die Leute müssten an den Palisaden arbeiten und es seien vor übermorgen (12. Februar) keine Träger zu haben. Hier vernahm Volz von einem mit Pulver und Rum hausierenden Vey, die Boten, die mit dem Pferd und dem Brief für den Präsidenten vor zirka drei Wochen Loma verliessen, sassen in Morakoreh nahe bei Boporu und gingen vorläufig nicht weiter.

Doch auch am 12. war es infolge der Unzuverlässigkeit des Dorfhäuptlings nicht möglich fortzukommen. Volz fand anlässlich eines Spazierganges in die Umgebung von Konesun die Einmündung des Mambuflüsschens in die Loffa. Der Mambu bildet dort ein kleines mit Bäumen und Gebüsch bewachsenes Delta. Das Wasser wimmelt von Fischen, die von den Eingebornen mit Reusen gefangen werden. Unterhalb Konesun konstatierte Volz im Flusse mit 30° N fallende Gneisfelsen.

Am 13. Februar konnte endlich abmarschiert werden. «Der Weg nach Jene ist im ganzen recht gut und beinah flach. Er führt durch viele letztjährige Felder, was auf eine etwas dichtere Bevölkerung schliessen lässt als bisher. Lange Urwaldpartien fehlen. In den Feldern aber ist es fürchterlich heiss. Auch kamen wir durch alte verlassene, grosse Ansiedelungen, die meist durch den Krieg zerstört waren. Man kann solche Stellen von alten Feldern an zweierlei unterscheiden. Einesteils siedelt sich nach der gänzlichen und gründlichen Ausrottung des Waldes bei einer Stadt dort sehr lange Zeit kein Wald an. Die hier vorkommende Vegetation besteht aus hohem Gras oder aus genügsamen lichten Dornsträuchern, während sich ein ehemaliges, nur einmal bebautes Feld bald wieder mit Wald bedeckt, da die im Boden gebliebenen Wurzeln und Wurzelstöcke bald wieder ausschlagen. Zudem ist den Pflanzen die Ansiede-

lung hier nicht so erschwert wie auf dem festgetretenen Boden einer Ortschaft.»

«Anderseits ist eine ehemalige Stadt kenntlich an den gelegentlich noch vorhandenen Fruchtbäumen, namentlich aber an dem fast nie fehlenden Bombax¹⁾. Es war nicht nur der Hitze wegen unangenehm, sich zwischen den Schäften des hohen Grases durchzuwinden, sondern viel mehr noch wegen den Scharen kleiner schwarzer Ameisen, die überall geschäftig herumkletterten, beim Berühren der Halme herunterfielen und gemein bissen. Sehr häufig trafen wir Elefantenspuren.»

«Etwa um 4 Uhr nachmittags kamen wir nach *Jene*, einer grossen Ortschaft in der Nähe des Loffa. Der Häuptling namens Gouro ist ein untersetzter Mann mit sehr hübschem Gesicht, wie ich es selten sah. Er verfügt über ein bedeutendes Embonpoint und ist trotz diesem und seiner weissen Haare noch sehr beweglich und unternehmend. Er wies mir eine runde Hütte an und gleich daneben ein kleines Häuschen für die Boys und die Küche. Die beiden Gebäulichkeiten grenzen unmittelbar an die Palisaden. Die meisten Hütten zeigen einen grau bemalten Sockel, während das übrige der Wände mit gelblichem Ton überstrichen ist, auf dem fast stets allerlei einfache Ornamente gezeichnet sind. Auch fand sich eine geschnitzte Türe.»

«Jene gehört unter die Oberhoheit von Koma, Häuptling von Passolahun, und das ganze Land wird als Jianiassu bezeichnet. Im Norden und Osten ist Jene von der Loffa umflossen, die sich hier in einem grossen Bogen vorbeizieht und über Salehun nach Konesun fliesst. Sie hat hier an Breite schon abgenommen, ihr Lauf ist aber ziemlich rascher. Das Wasser ist hell und klar. Stellenweise fliesst es langsam dahin, anderswo hemmen Felsen seinen Lauf und muss es sich durchdrängen. An einer Stelle, da wo die Frauen baden, ist vom Wasser überhaupt nicht mehr viel zu sehen, weil fast das ganze Flussbett durch mächtige Felsblöcke ausgefüllt ist, zwischen und unter denen durch sich die Loffa ihren Weg sucht. Deutliche Spuren an den Ufern lassen indes erkennen, dass in der Regenzeit wohl von den meisten Felsen nichts zu sehen ist. Ich finde es eigentlich jammerschade, dass diese 50 und mehr Meter breiten Flüsse für die Schiffahrt so ganz ungeeignet sind. Zur Regenzeit genügt

¹⁾ Der wissenschaftliche Gattungsname der schon mehrfach erwähnten grossen Wollbäume. A. d. H.

die Wassermenge bis weit hinauf, um kleinen Dampfern die Durchfahrt zu gestatten. Da wo keine Felsen vorhanden sind, könnten sogar in der Trockenzeit Boote fahren. Aber die vielen Riffe und Barren verhindern wie in den Flüssen von Sierra Leone so auch hier ein weiteres Vordringen mit Fahrzeugen. Dadurch haben aber, von Gummi abgesehen, die Landesprodukte keinen oder nur geringen Wert. Dadurch erklärt sich auch das seltene Vorkommen der Oelpalmen.»

«Es lohnt sich auch nicht, in grösserem Massstabe europäische Produkte einzuführen. Der einzige Weg, auf dem dies geschehen könnte, wäre die Eisenbahn, aber damit hat es noch gute Weile.»

«Land und Leute sind daher noch in einem Zustand wie vor Hunderten von Jahren, abgesehen von einigen wenigen, importierten europäischen Produkten, die aber das Gesamtbild kaum stören. Die wesentlichsten davon sind die Schwertklingen, Gewehre und Tücher.»

«Durch das Tor, durch welches wir in Jene eintraten, hat man auch hinauszugehen, um nach Maleina und weiter nach Bussadu zu gelangen. Ausser diesem gibt es noch einen andern Eingang in die Stadt, von dem aus man in ungefähr nördlicher Richtung marschierend die Ortschaften Silisu, Butuiema, Sanga, Mauwasu, Magbililasu und Loma trifft. Letztere Ortschaft, nicht zu verwechseln mit dem Loma, wo wir drei Wochen weilten, ist auch bekannt unter dem Namen Siwilisu, d. h. Markt, weil dort grosse Märkte von Haustieren und Sklaven abgehalten werden.»

«Auf dem Wege von Konesun nach Jene zweigt rechts ein Weg ab, der nach Loma (Kutubus Stadt) und links einer, der nach Serelahun und Passolahun führt. Dieser Weg leitet weiter über Sembesun, Dudu, Simbolahun und Bah nach Juë.»

«Um gegen Nordosten, d. h. Bussadu, zu gehen, muss man erst die Loffa überschreiten, was auf einer 75 Schritte langen vorzüglichen Hängebrücke geschieht, zu der beidseitig breite Leitern emporführen. Auf der Seite von Jene findet sich eine starke Palisade mit dahinter gelegnem Wachthaus. In der Nähe fand ich die Ueberreste eines grossen Feuers und Spuren menschlicher Knochen. Man berichtete, es sei hier ein Mann nach seinem Tode verbrannt worden, der von einem bösen Geiste

bewohnt gewesen sei. Durch die Verbrennung habe man den letzteren unschädlich gemacht und verhindert, dass er in einen neuen Körper fahre.»

Der Häuptling von Jene suchte Volz unter allen möglichen Vorwänden und unter Hinweis auf die Kriegsgefahr von der Abreise abzuhalten, doch kehrte sich Volz nicht daran und verliess Jene am Morgen des 15. Februar.

«Nach Ueberschreitung der Loffa ging es durch Wald; der Weg war im ganzen eben; einmal hatten wir aber einen 420 Meter hohen Berg, den *Fasa gisi*, zu überschreiten, einen jener Hügel, wie sie zahlreich aus der fast ebenen Umgebung emporragen. Seine Seiten waren zum Teil nackt, und das Gestein trat zutage, zum Teil aber mit kurzem Gras besetzt. Von oben genossen wir eine schöne Aussicht und konnten in der Ferne auch Jene sehen. Das Land ist fast ganz mit Wald bedeckt, der stellenweise durch grosse, ältere oder neuere Felder unterbrochen ist. Hier zeigte es sich, wie dünn die Gegend bevölkert ist, und unser Führer erwähnte manchen Platz, wo früher Dörfer standen, die aber dem Krieg zur Beute gefallen waren.»

«Wir waren nun aus dem Jianiassu-Land, zu dem Sere-lahun, Jene, Lalesun und die Hauptstadt Passolahun gehören, ausgetreten und befanden uns im Sebe-Country mit der einzigen Stadt Maleima. Zugleich hatten wir das Gebiet der *Bande* verlassen und waren ins *Bunde*-Land getreten. Doch ist die Bevölkerung an all diesen Grenzpunkten eine gemischte, und es leben in Maleima sowohl Bande als Bunde. Ebenso verhält es sich mit der Sprache, jedoch ist das Mendi, das bisher überall verstanden wurde, in Maleima fast völlig verschwunden. Die starke Mischung Angehöriger verschiedener Stämme in ein und derselben Ortschaft erklärt sich aus den Kriegen. Was bei der Einnahme einer Stadt nicht getötet oder als Sklave in die Gefangenschaft geführt wird, flüchtet sich nach der einen oder andern Ortschaft, wo meist gerne Unterkunft gewährt wird. Die Männer bilden eine willkommene Vermehrung der Kriegsmacht, und die Weiber finden, falls sie allein sind, stets Abnehmer.»

«Wir erreichten das am Malefluss gelegene *Maleima* im Laufe des Nachmittags. Die Ortschaft ist gross und sehr stark befestigt; an dem einen Eingang liegen 13, am andern 12 Tore, und die Hindernisse bestehen zum Teil aus 10 Palisadenreihen. Bei den beiden unmittelbar an die Stadt grenzenden und die-

selbe vollkommen umziehenden Palisaden ist die dazwischen befindliche, zirka 6 Meter breite Zone von Tausenden von über mannshohen, gespitzten und in den Boden gesteckten Pfählen besetzt, die allerdings durch Feuer leicht zu zerstören wären, wenn man einmal so nahe ist.»

In Maleima befürchtete man für den folgenden Tag einen Ueberfall Degras, der aber ausblieb, so dass Volz neue Träger erhielt und nach einem heftigen Nachtgewitter am 17. Februar weiterreisen konnte.

«Der Weg, den wir heute machten, ist der beste, den ich noch sah, und zeigt, dass hier ein ziemlich reger Verkehr stattfindet. Wir trafen zwar, jedenfalls infolge der Kriegsgerüchte, niemand an. Ueber die grösseren Bäche führen Brücken. Wir kamen auch über ein paar ziemlich hohe Hügel, die aber dicht bewaldet waren, und da der Weg im allgemeinen eine nordwestliche Richtung hat, wir uns also wieder der Loffa näherten, so hörten wir das Brausen dieses Flusses aus bedeutender Ferne. Ueber die Loffa führte eine prächtige Hängebrücke, die schönste und längste der bisher angetroffenen. Beidseitig führen hohe, breite Leitern hinauf. Der frei hängende Teil besitzt eine Länge von 106 Schritt. Darunter fliesst die Loffa sehr träge, um weiter unten einen Wasserfall zu bilden. Ungefähr 1 Kilometer von der Brücke, etwas flussabwärts, ist der Ort *Dabu* gelegen. Der Weg dorthin ist breit, beidseitig von Tabakfeldern begrenzt. Die Stadt ist in gewohnter Weise befestigt. Ihr Inneres weicht dadurch von den meisten bisher von mir besuchten Ortschaften ab, als die Hütten und Häuser weniger dicht beieinander stehen und zwischen sich grössere freie Plätze lassen. Auf einem derselben befinden sich grössere Grabanlagen, worunter das grosse Grab eines früher sehr angesehenen Häuptlings. Es ist ringsum von einem niedrigen Erdwall umgeben, indem man Granitplatten als Umzäunung befestigt hat; die Oberfläche ist mit ähnlichen Platten gepflastert, zwischen denen einige alte Töpfe und Kessel liegen.»

«In Dabu wird schon fast ausschliesslich Bunde gesprochen, da das Dorf zum engern Embeika-Land gehört, das schon im Bundegebiet liegt. Aber Mendi wird noch von den meisten Leuten verstanden. Man machte meinen Leuten die Mitteilung, weder sie noch irgend ein anderes männliches Wesen der Ortschaft dürfe am Flusse Wasser holen, es habe dies ausschliess-

lich durch Frauen oder Mädchen zu geschehen; es sei dies eine alte Regel, und sie müsse strikte befolgt werden. Den Grund konnte ich nicht erfahren; er scheint mit der Verehrung der Loffa, speziell des Wasserfalles, den man hier deutlich brausen hört, im Zusammenhang zu stehen.»

«Nachmittags (18. Februar) begab ich mich an den Wasserfall, der eigentlich mehr eine Stromschnelle darstellt in der Art des Rheinfalltes bei Schaffhausen, wenn auch nicht so gross. Das Wasser schiesst zwischen und über Felsen hinunter. Der Höhenunterschied mag etwa fünf Meter betragen. Trotz der langen Trockenzeit ist die Wassermasse, die hier vorbeibraust, eine ganz bedeutende, namentlich deshalb, weil das Wasser der sonst breiten Loffa nur an einigen wenigen Stellen Durchgang findet. Zur Regenzeit muss das Schauspiel, das auch jetzt sehr sehenswert war, geradezu grossartig sein. Der Fluss ist dann, wie deutliche Spuren an seinen Ufern erkennen lassen, um mehr denn zwei Meter höher als gegenwärtig. In der Nähe des Wasserfalls sind allerlei Wehre mit Reusen zum Fischfang angebracht.»

«Beim Rückweg fand ich eine sehr gute, nach Jene führende Strasse. Hätten wir sie benutzt bzw. hätte der Häuptling von Jene uns etwas davon gesagt, so wäre uns der Umweg über Maleima erspart geblieben.»

Ueber die von Dabu ausgehenden Strassen und die daran gelegenen Ortschaften erkundete Volz folgendes: «Auf dem Weg von Dabu nach Sambatahun trifft man die Dörfer Silisu, Butuima, Djambitahun, Woiahun, Sambatahun. Silisu liegt zugleich an der Strasse von Dabu nach Passolahun, sowie an derjenigen nach der Marktstadt Loma. Zum Embeika-Land gehören die Dörfer: Sigissu, Dambitaru und Dabu. Am Wege von Dabu nach Bussamai sollen liegen: Biderissipa, Wetessu, Nainga, Gaiata, Lutissu, Basimne, Bauwe, Sodime, Bussamai. Zwischen Maleima und Bourussu trifft man: Wume und Barma, beide wie Bourussu im Beleland. Zwischen Bue und Fissabu trifft man nur Selima. Nordöstlich von Dabu, etwa 400 Meter in der Luftlinie, liegt der 600 Meter hohe Woroussuberg.»

In Dabu musste Volz einen seiner Begleiter, den Susu Sumbuya, krankheitshalber zurücklassen, ein anderer, sein Diener Sory, blieb freiwillig. Am 19. Februar wurde weitermarschiert.

«Der Weg führt meist der Loffa entlang, oft unmittelbar an deren Ufer. Wir kamen dann auf einem Hügel an eine Stelle, wo ein neues Dorf gebaut wird. Ein grosser Krieger aus Dabu hat sich mit mehreren Leuten entschlossen, hier die Ortschaft Kaba Goramai zu gründen. Vorläufig standen etwa zehn Hütten, die aber noch keine Lehmwände zeigten, sondern nur aus dem Holzskelett bestanden. Dazwischen lagen gefällte, teilweise auch angebrannte Baumstämme, da man mit dem Ausroden langsam nach allen Seiten vordringt.»

«Kurz nach unserer Ankunft traten zwei meiner Träger mit ihren Trommeln in Aktion, und sie tanzten und sangen in der heissen Sonne. Auf ein gegebenes Zeichen rissen alle Männer die Schwerter aus der Scheide und stürzten auf den alten Krieger zu, um sich vor ihm zu beugen. Der berühmte Mann erfreute sie hierauf durch einen wilden Kriegstanz, der ihn ganz ausser Atem brachte. Erst jetzt kam er, um mich zu begrüssen und mir einen schönen Hahn zu schenken. Beim Weitermarsch kamen wir durch einige alte Felder, wo wir grosse Mengen von Wanderheuschrecken antrafen, die in dichten Schwärmen umherflogen und durch die wir bis zu der Ortschaft Buderisipe zu gehen hatten. Dieses Dorf liegt auf einem ziemlich hohen Hügel, von dem aus man im Norden ein paar Berge sieht, während im Nordosten, wo unsere Strasse durchgeht, die ganze Gegend flach ist.»

«Die Hütten in *Buderisipe* sind nicht eng zusammengebaut. Auf dem höchsten Platze stehen zwei solcher, die von Palisaden umgeben sind. Die vordere, welche zugänglich ist, wird von einer alten Frau bewohnt, der eigentlichen Königin der Stadt und Mutter des Häuptlings, sowie zweier Unterhäuptlinge. Wenn man ihr Haus zu betrachten wünscht, so muss man alles «Eisen», also Schwerter, Dolche, Gewehre etc., zurücklassen. Dahinter liegt eine andere Hütte, das Medizinhaus der Stadt.»

«Die Häuser sind oval oder rund, eines zeigt eine mir neue Bauart. Es ist ebenso klein wie die anderen runden Hütten, und das Dach ist konisch, aber der eigentliche Wohnraum ist nur halbkreisförmig, und die übrige Hälfte ist eine Art Veranda, wobei das Dach von vier Stützen getragen wird. *Buderisipe* ist im übrigen gleich befestigt wie andere Ortschaften. Es liegt im Jenimalande; ausser ihm gehört hierzu nur noch die Ortschaft *Wetessu*, nördlich von *Buderisipe* gelegen und nur

wenig davon entfernt. Zwischen den beiden Orten herrscht ein eigentümliches Verhältnis. Buderisipe ist mit Loma verbündet, also Liberia freundlich gesinnt. Die Bewohner von Wetessu hingegen halten zu Pandeme, einer grossen Bundesstadt, und der Häuptling von Pandeme ist wiederum mit Degra, dem Häuptling der Bele, befreundet und verbündet. Wir haben also auf der einen Seite Degra mit den Bele, dann ein paar Ortschaften nahe der Strasse Maleima-Bué-Bussamai, ferner Wetessu und Pandeme, auf der andern Seite alle Ortschaften zwischen Sambatahun und Loma, dieses selbst gleichsam an der Spitze dieser Partei und der Ortschaften, Loffa aufwärts, ausgenommen Wetessu. Die Bewohner von Buderisipe und Wetessu haben zwar einander noch nie im Kampfe gegenübergestanden, aber sie verkehren nicht miteinander. Es führt zwar von einem Dorf zum andern ein Weg, doch wird er nur von den Leuten benutzt, welche ihre Felder bestellen, die teilweise dicht aneinanderstossen. Treffen sich Angehörige der zwei Ortschaften auf dem Felde, im Walde oder anderswo, so sprechen sie zusammen, schenken sich auch gegenseitig eine Kolanuss zum Zeichen des Friedens, aber dies ist der einzige Verkehr. Dies hätte nun alles keine grosse Bedeutung, würde durch die Ausnahmestellung von Wetessu nicht der Hauptweg der Loffa entlang unterbrochen. Das nächste Dorf, eine Tagereise entfernt, ist Djaiamai. Es lässt sich von Buderisipe via Wetessu in einem Tage bequem erreichen, und die Eingebornen können sogar Hin- und Rückweg in einem Tage machen. Da sie aber das Gebiet von Wetessu nicht betreten wollen, so müssen sie einen grossen Umweg machen, zuerst die Loffa überschreiten, und dazu brauchen sie einen ganzen Tag.»

Volz gedachte nun, in Wetessu anzufragen, ob man eventuell den Durchzug erlaube; aber seine Begleiter, zumal der Korporal Brggs, der allein die Sprache verstand, waren nicht dazu zu bewegen, und dieser versteifte sich darauf, er habe von Lomase strengen Befehl, sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Stämme zu mischen.

In Buderisipe vernahm Volz verschiedenes über seine künftige Route. «Nicht weit nördlich von Bussamai soll der Wald aufhören und das Grasland beginnen. Hier ist es, wo die Kämpfe stattfinden. Bussamai soll nur wenig von Beyla entfernt sein, nur zirka eine Tagereise, was ich aber nicht glaube.

Da es bisher den Franzosen unmöglich gewesen sei, Bussamai zu nehmen, seien sie um die Stadt herumgezogen und hätten eine Ortschaft nahe bei Jaiamai verbrannt. Es solle mir möglich sein, von letzterer Ortschaft aus schon mit ihnen in Beziehung zu treten, d. h. einen Brief an sie zu senden. Wenn dies alles wahr ist, dann befinden wir uns entweder nördlicher, als ich bisher vermutete, oder aber die Franzosen sind viel weiter südlich, als bisher anzunehmen war. Ich glaube, das letztere sei richtig. Jedenfalls werden aber die letzten Tage des Februar manches Interessante bringen, und vor allem bin ich auf die sog. Grassfields gespannt.»

Auch den 20. Februar verbrachte Volz in Buderisipe, und er machte der Mutter des Häuptlings einen Besuch, «angeblich um ihr die Ehre zu erweisen, in Wahrheit aber, um das Innere der rätselhaften Hütte zu sehen. Ich brachte ihr vier Tabakblätter als Geschenk, die sie in der rührenden Weise dieser Leute ihrem Sohne gab, der sie dann der Mutter wieder zurück-erstattete. Das Innere ihres Hauses war die reinste Hexenküche. Die Alte sass auf einem niedrigen Schemel im Halbdunkel und spann. In einem Winkel befand sich die einfache, armselige Schlafstätte. Alle Ecken und Wände standen oder hingen voll allerlei Krimskrams: Getrocknete Kräuter, zerschlagene Schneckenschalen, in denen man die Spindeln sich drehen lässt, leere und volle Spindeln, Körbchen, Säckchen, rohe und gereinigte Baumwolle, Stücke alter Tücher, Schnüre und Riemen, Bündel, Kalebassen, mehrere kleinere und grössere Hackmesser, Tierfelle, von denen einem man behauptete, dahinter, in die Wand eingelassen, befinde sich in einer Art Nische eine besonders kräftige Medizin. Nahe der Alten lehnte ein Gewehr gegen die Wand. Dieses werde beim Beginn des Krieges geladen und von der alten Frau eigenhändig abgeschossen, und es bringe dem Dorfe den Sieg.»

«Die Hütte hinter dem Haus der Alten, mit dem bis auf den Boden reichenden Dach, enthält das Grab eines frühern bedeutenden Häuptlings und Kriegers aus Wetessu.»

Am 21. Februar verliess Volz Buderisipe. «Wir konnten also nach Nainga, unserem nächsten Ziele, nicht auf dem direkten Wege über Wetessu gelangen, und mussten, statt nach Nordosten, nach Südosten an die Loffa zurück, um dieselbe auf einer famosen Hängebrücke zu überschreiten und also wieder

an ihr linkes, östliches Ufer zu gelangen. Diesem folgten wir nun fast ununterbrochen, was der Abwechslung wegen sehr angenehm war. Der Weg schien zwar nicht sehr stark begangen zu sein; er war eng und mühsam, weil sehr viele blossgelegte Baumwurzeln kreuz und quer darüber hinliefen, da die umgebende Erde durch das Hochwasser der Regenzeit weggeschwemmt war. Wo aber die Wurzeln fehlten, lag viel glattes Laub. Für dieses Ungemach des zirka 20 Kilometer langen Weges entschädigte aber reichlich der fast beständig vorhandene Blick auf den schönen Fluss. Er bildet hier wenige Krümmungen und fliesst fast genau NO—SW. Meist ist der Lauf sehr langsam und kaum sichtbar. Dann und wann aber engen grosse Felsen das Bett ein, und das Wasser muss sich mit grosser Gewalt dazwischen durchdrängen. Hier rauscht es gewaltig, und weisser Schaum zeigt schon von weitem das Vorhandensein einer solchen Stromschnelle an. Gelegentlich waren aber die Felsköpfe zu widerstandsfähig, um vom Wasser erodiert zu werden und bilden grössere Bänke, oft halbinselförmig in den Strom hinein, so dass stille Buchten entstehen. An einigen Orten haben sich Pflanzen angesiedelt, und so entstehen romantische Inseln und lauschige Winkel für allerhand Getier.»

«An der Stelle, wo gegenüber Wetessu liegen mochte, sahen wir Spuren einer ehemaligen Hängebrücke, die indes nicht mehr passierbar ist. Trotzdem wir stets unter den Bäumen des Urwaldes marschierten, war die Hitze eine gewaltige. Ueber eine andere Hängebrücke gelangten wir wieder ans rechte Loffafer. Hier warteten wir auf die Nachzügler, und dann hatten wir noch einige Kilometer über hügeliges, zum Teil baumloses Gebiet, über nackte, entsetzlich heisse Felsen zu machen, bis wir vor der Ortschaft Nainga anlangten. Das Dorf schien vor unserer Ankunft wie ausgestorben, da sich der Grossteil der Bevölkerung in den Feldern befand. Selbst der Häuptling fehlte, und, was mir bisher nirgends vorgekommen, auch die Tore und Wachthäuser waren leer. Nainga scheint überhaupt den grossen Vorteil zu haben, in einer friedlichen Gegend zu liegen, denn nur vier Tore führen in die Stadt, und die sind zum Teil in Verfall, und die Palisaden machen den Eindruck, als ob an ihnen nie ausgebessert werde, und nur eine einzige Palisadenreihe führt um die Ortschaft.»

«Am nächsten Morgen (22. Februar) lernte ich den Häuptling kennen, einen alten würdigen Mann, der mir mitteilte, er sei bei unserer gestrigen Ankunft in Djaiamai gewesen, dem Hauptort der hiesigen Gegend. Man habe noch am gleichen Tage Botschaft dorthin gesandt. Der Paramount-Chief¹⁾ sei sehr erfreut, von unserer Ankunft zu hören.»

«Da Nainga nicht über genügend Leute verfügt, so wurde nach einer Ortschaft namens Inlamai gesandt, wo mehr Leute requiriert wurden. Schon ein paar Kilometer von Nainga erreichten wir das kleine Dorf Botossu, das wohl den Ueberrest einer grössern Stadt bildet, den grossen Häuptlingsgräbern und alten hohen Wollbäumen nach zu schliessen. Gegenwärtig befanden sich aber nur 15 Hütten dort, worunter ein Bari und eine Schmiede. In ersterem machten wir Halt und warteten auf die Träger. Rings um die Häuser von Botossu steht hohes Gras, wie wir denn an diesem Tage oft solches zu passieren hatten. An allen Häusern waren unter dem Vordach eine oder mehrere kleine Leitern angebracht, an deren oberem Ende sich ein Korb befand, in welchem eine Henne ihre Eier ausbrütete; aber fast alle Hühner, welche mit ihren Küchlein herumspazierten, besaßen nur eine kleine Schar solcher, weil auch hier die Raubvögel mit leichter Mühe sich mit Nahrung versehen. In der Umgebung werden viele Flaschenkürbisse gezogen; vor allen Hütten waren solche in allen Formen und Grössen zum Trocknen aufgestellt. Namentlich reich ist die Baumwollkultur. Ueberall sind Felder zu sehen, und die Frauen waren eben mit der Ernte beschäftigt. Auch Tabak wird gepflanzt. In kleinern Abteilungen der Felder bricht man die Blätter, um die Blüte gut zur Entwicklung zu bringen und Samen zu erhalten, während im grössern Teil der Felder ähnlich wie bei uns die Blüten abgebrochen werden, um die Blätter recht gross werden zu lassen. Die Blätter werden dann an sonniger Stelle in den Dörfern auf dem Boden ausgebreitet und getrocknet.»

«Nach dem Eintreffen der Träger ging es gegen Djaiamai. Schon ziemlich weit ausserhalb der Ortschaft war die Strasse durch hohe und feste Palisaden gesperrt, die mit Toren versehen waren; ausserdem war der Boden mit Fussangeln gespickt. Meiner Ansicht nach haben aber diese Wehren keinen grossen

¹⁾ Oberhäuptling. A. d. H.

Nutzen, da man sie leicht rechts oder links umgehen kann. Später kamen wir auf einen grossen Platz, wo zahlreiche alte Gräber sich befanden und wo auch der Bundubuscheingang liegt und von wo aus die Strasse nach Pandeme und überhaupt nach Westen und Nordwesten abzweigt. Auf diesem Platze werden die Märkte abgehalten. Hier beginnen die eigentlichen Palisaden und Tore, die unter sich wieder mit Pfahlwerk oder stacheligem Gebüsch versehen sind. Dann traten wir in Djaiamai ein, der Hauptstadt des Sogimai-Bezirktes. Ihr Umfang übertrifft jedenfalls denjenigen von Loma. Die Häuser stehen aber hier viel weiter auseinander, und grosse Plätze können noch überbaut werden. Umzäunte Bäume wechseln angenehm mit den Häusern und heissen Plätzen ab. Der Boden der Stadt ist eben und im Weichbild recht sauber, da alle Abfälle ausserhalb die Stadt getragen werden, was in Wasserkesseln geschieht, die dann mit Wasser gefüllt wieder hereingebracht werden. In der Nähe der Palisaden herrscht dagegen ein bedeutender Schmutz, da hier Wasser ausgeschüttet wird und diese Stellen auch als Aborte benutzt werden.»

«Man führte mich und meine Begleiter in ein grosses rundes Haus, an dem aber die Erdmauer fehlte, so dass der Wind angenehm zwischen den Pfählen durchstrich. Hier trafen wir den Häuptling und seine Berater. Er ist ein grosser, sehr schöner Mann mit stark entwickeltem Bart und Schnurrbart. Seine Haarfrisur ist derartig, dass der ganze Oberschädel rasiert ist, während die Seiten und der Hinterkopf Haare besitzen, so dass man den Eindruck gewinnt, der Mann besitze eine Glatze. Bei der Begrüssung schnalzt man nicht nur zweimal mit dem Mittelfinger, sondern streicht erst dreimal die Innenseite der Finger gegeneinander. Der Häuptling, mit dem ich bis zur Ankunft von Brggs nicht sprechen konnte, hatte auf seinen Knien eine flaschenförmige Kalebasse mit Palmwein stehen, den er vermittelst eines Röhrchens trank. Dies ist seine ausschliessliche Beschäftigung. Wenn er mich besucht, begleitet ihn stets eines seiner zahlreichen Weiber und trägt den Topf oder die Kalebasse mit Palmwein nach, und kaum hat er sich gesetzt, so beginnt er denselben zu schlürfen, wobei er selbst dann, wenn er spricht, das Röhrchen nicht aus dem Munde lässt. Zu Hause liegt er, wie mir Brggs mitteilt, auf einer Matte, beide Arme auf je eine neben ihm liegende Frau gelegt, im Munde das Palm-

weinröhrchen, und die Weiber scheuchen die Fliegen und lesen die Ameisen und anderes Ungeziefer ab.»

«Nachdem schliesslich alles angekommen, liess mir der Häuptling feierlich einen schwarzen Hahn und einen weissen Schafbock überreichen und versicherte, sein Herz sei so weiss wie das Fell des Schafes, das übrigens einen schwarzen Kopf hatte und dessen Weisse nicht ganz blendend war.»

«Grosse Mengen von Zuschauern umlagerten beständig meine Türe, waren aber so ängstlich, dass bei der kleinsten Bewegung meinerseits alles in wilder Flucht davonjagte.»

«Unter den Bewohnern von Djaiamai sind viele Mandingo, die im allgemeinen eher noch schwärzer sind als die Bunde, dagegen feinere Gesichtszüge aufwiesen. Trotz der Breite der Nasen z. B. sind viele davon gebogen, und ich sah mehrere ausgesprochene Judenphysiognomien. Die Sprache hier ist Bunde, da die Stadt zu diesem Lande gehört.»

«Nahe bei meinem Hause befindet sich ein grosser offener Schuppen mit einer Töpferei. Dort sah ich einen Mann, welcher sich wahrsagte. Er spaltete zu diesem Zwecke ein paar weisse Kolanüsse in zwei Hälften und warf sie auf den Boden, ähnlich wie wir dies etwa mit Würfeln tun. Er schaute dabei, ob die Kolas mit der konvexen oder flachen Seite hinfielen, und zum Schluss ass er sie auf.»

Volz blieb bis zum 26. Februar in Djaiamai, namentlich um den jeden Montag abgehaltenen Markt sich anzusehen. «Früher wurde in Siwilisu, dem heutigen Kuanha, allwöchentlich grosser Markt abgehalten, der nun aber infolge der Eroberung des Ortes durch die Franzosen aufgehoben oder doch sehr reduziert ist, weil die Leute von Süden nicht mehr herzukommen wagen. So will nun Djaiamai an Kuanhas Stelle treten, aber der Markt ist noch nicht so bekannt, und deshalb kommen hauptsächlich die Leute aus Djaiamai selbst und den umliegenden Dörfern. Vieh und Sklaven werden vorläufig noch nicht zum Verkauf gebracht. Der Marktplatz liegt ausserhalb der Stadt, dort, wo sich die Wege nach Nainga und Sikamai vom Eingang abzweigen. Es wäre zwar im Innern der Stadt Platz genug vorhanden, aber da sich zu einem Markt manchmal allerlei zweifelhafte Elemente einstellen, hält man ihn lieber ausserhalb der Stadt ab, was übrigens in allen Städten, wo solche Wochenmärkte stattfinden, der Fall ist. Eine Marktordnung be-

steht nicht, und statt eine Stelle aufzusuchen, wo der übrige Verkehr nicht gehemmt ist, setzen sich die nächsten direkt vor das Eingangstor. 90% der Anwesenden sind Frauen und Mädchen; erstere haben ihre Kinder mitgebracht. Alle sitzen dichtgedrängt in mehreren Reihen vor- und nebeneinander und haben in Körbchen und Kalebassen, auf Matten und grossen Blättern die Waren ausgebreitet. Es ist sehr schwierig, zwischen den Verkäuferinnen hin- und herzugehen, ohne sie oder ihre Sachen zu treten. Als Geld dient in erster Linie das stabförmige Eisen, dann aber das Salz. Dieses wird in langen, köcherartigen Paketen aus Palmblättern transportiert. Der ganze Markt ist ein Tauschhandel, und fast alle Waren stammen aus dem Lande selbst; einzige europäische Produkte waren ein blaues Baumwolltuch, sowie viel Salz, ferner ein paar Email- und Blechbecher. An einheimischen Waren notierte ich mir folgende: Palmöl; rohe Baumwolle, gereinigte Baumwolle; aus Messingblech gefertigte Knöpfe, die statt Glasperlen getragen werden; getrocknete Fische und Krebse; roter Pfeffer, frisch und getrocknet; Kolanüsse; einheimisches Salz; Kissipence¹⁾; Palmnüsse im Fruchtfleisch; rohe und gekochte süsse Kartoffeln; Bananen verschiedener Art; ungeschälter und weisser Reis; frische und getrocknete Bohnen; bittere Tomaten; frische und getrocknete Okro; Kalebassen und Kürbisflaschen; auf Spindeln gewundener weisser, selbstgesponnener Faden; Cassade; einheimischer getrockneter Tabak; daraus gefertigter Schnupftabak; Tücher (sog. Country-cloth) in zusammengenähten Streifen, alle blau und weiss, oder nur in Banden zur Herstellung der kleinern Kleider, sowie der Hüft- und Schamgürtel; Töpfe in allen Grössen und verschiedenen Formen; Zuckerrohr; Palmwein; Matten; Erdnüsse; Zwiebeln und einige Kaurischnecken. Es herrschte ein richtiges Marktleben, und die Stimmen der 200—300 Personen waren auf grosse Entfernung zu hören. Doch bemerkte ich kein Gezänke, und nur wenige Käufer trugen ihre Lanzen oder Schwerter bei sich.»

Der Aufbruch am Morgen des 26. Februar vollzog sich dank der Autorität und dem Wohlwollen des Häuptlings Gusuguo so rasch und leicht wie noch nie. Der Kolonne wurde eine

¹⁾ Einheimisches Eisen in Stabform. A. d. H.

grössere Ladung Salz mitgegeben, die für einen Häuptling im Innern bestimmt war. Ueber den Weg berichtet Volz:

«Nachdem wir mehrere Weinpalmensümpfe durchwatet hatten, kamen wir zu unserer alten Freundin, der Loffa, um sie, nun wohl das letzte Mal, auf einer Hängebrücke zu überschreiten. Diese war 92 Schritt lang; am linken, also östlichen Ufer, liegt die Ortschaft *Vassala*. Beim Ein- und Austritt in die Ortschaft kommt man durch je zwei Tore, die miteinander nicht durch Palisaden in Verbindung stehen. Von den Palisaden sind rings um die Stadt nur noch einzelne Bäumchen zu sehen, fast alles Wollbäume, die, nachdem man sie als Pfähle in den Boden gepflanzt, wieder ausgeschlagen haben, so dass nun *Vassala* von einer hohen lebenden Hecke umgeben ist. Der Ort scheint also ebenfalls in einer sichern Gegend zu liegen.»

«Beim Eintritt in das Innere von *Vassala* sah ich eine schwangere Frau im Block. Schon wollte ich meiner Ent-rüstung Luft machen, als man mir mitteilte, es handle sich um eine selbstgewählte Strafe, um einen jener allgemein als «*Salaka*» oder «*Salaha*» bezeichneten Aberglauben. Der Block, den die Frau am Fusse trägt, besteht aus dem Schafte einer Bananenstauden, ist also relativ leicht; dazu ist er auch nur etwa 50 Zentimeter lang. Er hängt aber regelrecht am Fussgelenk und wird, wenn die Trägerin geht, an einer Schnur aufgehoben und getragen. Es ist rührend, warum die Mutter dies tut, und es kommt häufig vor, denn ich erinnere mich, solche Blöcke aus Bananenstauden gelegentlich herumliegen gesehen zu haben; namentlich scheint man sie nach Gebrauch für andere *Salahas* an Kreuzwege zu legen. Die Frau wünscht nämlich, dass das Kind, welches sie unter dem Herzen trägt, möglichst tugendhaft und gut sei, so dass es womöglich später nie in den Block gelegt zu werden brauche. Sie will durch freiwilliges Anhängen eines solchen und durch die kleinen Leiden, die ihr daraus entstehen, gleichsam schon zum voraus die Sünden sühnen, die ihr Kind, wie jedes andere, natürlich begehen wird, und sie will dadurch spätere Blockstrafen für dasselbe schon vor seiner Geburt tragen und sie von ihm abwenden.»

Da *Vassala* sowohl wie die folgenden Dörfer *Fonima* und *Lutuissisu* unter dem Häuptling von *Djaiamai* stehen, so wurden Volzens Träger von *Djaiamai* hier durch *Vassalaleute* abgelöst.

«Unser Ziel, *Bussamai*, liegt im Nordosten von uns. Wir

marschierten den ganzen Tag zu meinem Aerger in südöstlicher Richtung. In *Fonima*, einer neu gegründeten und deshalb noch kleinen Ortschaft, schenkte uns der Häuptling einen famosen Hahn. Auffallend ist die grosse Menge von Kolabäumen, die wir unterwegs passierten und die zum Teil wieder in Blüte stehen. Nach einiger Zeit begann der Weg zu steigen, und bei einer Wendung sahen wir ihn sehr steil über eine graurötliche Wand emporklettern und oben durch eine Palisade mit Tor abgeschlossen. Es war dies der Berg *Lutuissisu* = Nebelberg, weil sich an seinen Wänden und an seiner Spitze oft Wolken sammeln. Man gewinnt von oben eine wundervolle Aussicht über das waldbedeckte Land, das schwach hügelig ist. Da und dort ragen einzelne grössere Hügel hervor, deren höchste etwa gleich hoch sind wie der Berg, auf dem wir uns befinden (635 Meter).»

«Unser Berg war sehr steil, dazu herrschte eine Gluthitze, Bäume fehlen am Aufstiegsort, und die Steine strömen ebenfalls Wärme aus, man war wie in einem Brutofen. Oben gab es eine ganze Anzahl starker Tore, zwischen denen der Weg ebenfalls noch ansteigt. Die Stadt wäre geradezu uneinnehmbar, wenn die Bewohner nicht das Wasser am Fuss des Hügels holen müssten.»

«Man liess uns dann in dieser Hitze auf dem Dorfplatze warten, um erst die übliche Begrüssungsrede zu halten und mitzuteilen, weshalb wir kämen usw., trotzdem alles jedem Kinde seit Wochen bekannt ist. Die Reden auf nachher versparend, liessen wir uns ein Haus anweisen. Die weissen Kalkwände meiner Hütte waren innen mit allerhand schwarzen Figuren, meist Tieren, Bäumen und Blumen, bemalt. Hier oben ist es staubtrocken; alle Hühner und Enten laufen mit offenen Schnäbeln und stark arbeitender Kehle herum, was übrigens in fast allen Dörfern, die nicht direkt am Wasser liegen, der Fall ist.»

Am folgenden Morgen (27. Februar) erfolgte nach ebenfalls glatter Erledigung der Trägerfrage die Weiterreise. «Wir stiegen den hohen Berg hinunter, und schon vier Kilometer weiter waren wir um 200 Meter tiefer. In der Nacht war es trotz der Höhe und Isoliertheit des Gipfels recht warm gewesen. Auch heute kamen wir an zahlreichen Kolabäumen vorbei und trafen auch so zahlreiche Oelpalmen wie nie zuvor. Während einer Rast hörten wir auch Schimpansen rufen; sie sollen in diesen Wäl-

dern zahlreich sein. Wir begegneten zwei bedeutendere Gewässer, zuerst den Djiendje, einen Nebenfluss des Lawo, der sich oberhalb Jene in die Loffa ergießt. Auf der andern Seite des Lawo liegt die Stadt Bauwai, unser heutiges Ziel. Oberhalb dieser Stadt liegt Sedimai, der einzige Platz zwischen Bauwai und Bussamai. Der Lawo entspringt im Jalaland, also in französischem Gebiet. Andere Städte des Oberlaufes sind durch den Krieg zerstört worden. Unterhalb Bauwai liegen an dem Flusse die Plätze Basimai und Luiamai. Die Brücke über den Lawo bei Bauwai ist zur Hälfte eine Hängebrücke, zur andern Hälfte, die nur in der Trockenzeit über Land führt, ruht sie auf Stützen. Doch ist sie so schlecht, dass wir durch das Wasser waten. Vor Beginn der Regenzeit muss sie repariert werden.»

«*Bauwai* ist befestigt; vier Tore führen in die Stadt, die von einer einfachen Palisadenreihe umgeben ist. Das mir vom Häuptling angewiesene Haus unterscheidet sich von allen, die ich bisher bewohnte und auch von den meisten Häusern der Stadt. Es ist oval, gegen einen Platz der Stadt zu liegt ein offener Vorraum, dahinter sind zwei Zimmer, von denen das hintere fast ganz dunkel ist, da es nur indirekt beleuchtet wird.»

«Mit Lutuissisu haben wir das eigentliche Bundeland verlassen, und wir befinden uns nun in *Siama*, wozu gehören: Bauwai, Sigitta (die Hauptstadt), Bussamai, Basimai, Sodimai, Selimai, Gbuë und Luiama. Es wird aber überall Bunde gesprochen. Die Leute unterscheiden sich im Aeussern nicht von den bisherigen.»

«Nach Einbruch der Dunkelheit ertönte draussen eine eigentümliche Musik, die von ferne gehört viel Aehnlichkeit mit Trompetenklang hatte. Nach und nach kam dann die Bande näher; es waren etwa zehn Mann, von denen die meisten lange Hörner bliesen mit seitlicher Blaseöffnung wie bei den Kriegshörnern¹⁾. Die Hörner erzeugten natürlich nur je einen Ton, dagegen tönnten alle verschieden. In das Blasen wurde Abwechslung gebracht dadurch, dass zwei oder drei Hörner, deren Töne zusammen einen Akkord bildeten, miteinander geblasen wurden und dann mit den andern abwechselten. So entstand eine, wenn auch nicht

¹⁾ Die seitliche Blaseöffnung findet sich neben der endständigen fast in ganz Afrika, sie wird meist auf der konkaven, seltener (Goldküste, Dahomey) auf der konvexen Seite angebracht. A. d. H.

angenehme, so doch erträgliche Musik. Die Sanduhrtrommeln, welche man unter den Arm nimmt und im Bande- und Bundesland üblich sind, sind hier verschwunden. An ihre Stelle tritt eine Art Kesselpauke. Drei Trommeln sind derart aneinander befestigt, dass ein Spieler sie miteinander trägt. Er hängt sie zu diesem Zwecke mittelst einer Schnur um den Hals und schlägt mit den flachen Händen abwechselnd auf die drei Trommeln. Da dies aber so heftig geschieht, dass ihm mit der Zeit der Hals schmerzen müsste, sind die Trommeln auch mit einem Fuss versehen, mit dem sie sich auf die Erde stellen lassen.»

Obwohl Volz nun zwei Tage ohne Rast marschiert war, entschloss er sich doch, gleich folgenden Tags (28. Februar) schon aufzubrechen trotz des weiten und beschwerlichen Weges, der seiner wartete. Zwischen Bauwai und Sigitta, der Hauptstadt des Siamalandes, gibt es nämlich keine Ortschaft. «Wir marschierten sehr früh bei bedecktem Himmel ab. Mit grossem Missbehagen konstatierte ich, dass der Weg SSO—SO führte, statt, wie ich gehofft, nach O oder NO. Wir haben durch die Reise nach Djaiamai einen enormen Umweg gemacht, den wir den Bele zwischen Maleima und Bue zu verdanken haben. Es war sehr neblig, und einer meiner Begleiter prophezeite für die Nacht Regen. Zahlreiche, oft sehr steile und steinige Hügel mussten überschritten werden; fast überall stand Urwald, der nur selten durch ein kleines Grasfeld unterbrochen wurde. Im Walde hörten wir öfters das dumpfe Gebrüll der Schimpansen. Dabei müssen sich, der mächtigen Stimme nach zu schliessen, alte und grosse Exemplare befunden haben. Wo der Weg feucht war, sah man fast stets Fussspuren von Elefanten. Zweimal hatten wir bedeutende Steigungen zu überwinden. Das erste Mal handelte es sich um den 525 Meter hohen *Quiulu Vassa Gisi* (Gisi-Berg). Er ist zwar nur um 30 resp. 35 Meter höher als zwei Hügel, über die wir vorher gekommen waren, aber was ihn so unangenehm macht, ist der sehr plötzliche Anstieg. Ich hatte ein Kilometer von der 525 Meter hohen Spitze am Bache Rai noch 410 Meter abgelesen. Der Weg führt erst durch Wald, hierauf durch Gras, und endlich hört aller Pflanzenwuchs auf, und schwarzer Granit, vom Regenwasser glatt gewaschen, bildet die Spitze. Eine fürchtbare Hitze herrschte hier, doch musste ich etwas verweilen, um ein paar Peilungen vorzunehmen. In N 35 W lag ganz am Horizont der Berg Lutuissisu. Ich

konnte zwar des Dunstes wegen auch mit dem Zeissfeldstecher die Hütten des Dorfes nicht sehen, aber einer der anwesenden Männer versicherte aufs bestimmteste, es sei jener Berg mit der Ortschaft auf der Kuppe. N 50 O lag in zirka drei Kilometer Entfernung der Berg *Kotobarisu*. Mit Hilfe des Horizontalglases schätzte ich seine Höhe auf zirka 300 Meter mehr als unsern Berg, also auf zirka 800 Meter. N 125 W ungefähr fünf Kilometer entfernt ist der *Ubidi* und N 140 W der *Ugotingalu*, beide ebenfalls 200—300 Meter höher als der Quilulu Vassa, alle drei bis zur Spitze bewaldet. Ausserdem waren aber noch viele andere, ungefähr gleich hohe wie der unsrige, zu sehen, sowie unendlich viele niedrigere. Die ganze Gegend, soweit man sie überblicken kann, ist hügelig und ähnelt einem bewegten grünen Meere und einzelnen hohen Wogen inmitten der kleinern Wellen. In dem Walde, der alle diese Hügel und Berge bedeckt, sind zahlreiche Oelpalmen sichtbar. Viele von ihnen zeigen aber eine zerrissene Krone mit herausgerissenen Blättern. Die Eingebornen versicherten, dies täten die nach Palmkohl lüsternen Schimpansen, die freilich hier ein weites, ihnen unbestrittenes Gebiet haben. Die unbewohnte Distanz zwischen Bauwai und Sigitta beträgt 28 Kilometer. Sehr auffällig waren die zahlreichen rotbraunen Bäume inmitten all dem Grün; es handelte sich um eine Baumart, deren Blätter verdorrt waren, also ein Beispiel von Sommerschlaf wie bei den Wollbäumen (*Bombax*).»

«Im Weitermarsch hatten wir das Flüsschen *Amamo* zu überschreiten, das sich noch in den Lawo ergiesst, also zum Flussgebiet der Loffa gehört, welches wir nun heute wohl definitiv verlassen. Bald darauf stieg das Terrain wieder sehr stark an. Stets in Wald marschierend, erreichten wir die 650 Meter hohe Kuppe des Kassei-Lo-Berges, von dem wir aber der Vegetation wegen keine Aussicht hatten. Wir trafen hier, auf einem gefällten Baumstamm sitzend, eine ganze Reihe unserer Träger, sowie anderes Volk. Der Häuptling von Sigitta hatte nämlich von unserer Ankunft Kenntnis erhalten und uns viele Träger entgegengesandt, welche die Bauwaileute ablösten. Natürlich war von Krieg die Rede, und wir hörten, dass letzten Montag, den 25. Februar, nun der Angriff Degras auf Maleima stattgefunden habe, wobei Maleima die Bele geschlagen und zurückgejagt, auch viele gefangen habe. Letzteres ziehe ich zwar in

Zweifel, da es sich noch stets herausgestellt hat, dass solche Nachrichten nur zur Hälfte wahr sind.»

«Beim Abstieg von diesem Berg, der die Wasserscheide zwischen Loffa und St. Paul-River bildet, kommen wir an einer steilen Stelle vorbei, wo ein Granitblock von mehreren Meter Länge früher heruntergestürzt und in der Mitte gebrochen ist. Die Bruchflächen scheinen noch ganz frisch und zeigen prächtige, rosenrote Feldspäte, obschon die Leute erzählen, der Stein sei schon zu Zeiten ihrer Grossväter heruntergefallen. Mit Pfählen und Schlingpflanzen ist nun der Raum zwischen den beiden Hälften zu einer Art Befestigung umgewandelt.»

«Am Fusse des Berges zeigte das Aneroid 510 Meter Höhe. Wir hatten also in kurzer Zeit auf schlechtem, steilem Wege und mit schweren Lasten einen Höhenunterschied von 140 Meter überwunden. Bald darauf trafen wir das Jepeflüsschen, das bei Sigitta vorbeifliesst und zum Flussgebiet des St. Paul gehört.»

«In dem kleinen Ort Gubivo, der nicht befestigt ist, warteten wir die Ankunft der Nachzügler ab und gingen dann, erst den Ilpe nochmals kreuzend, gegen das zwei Kilometer entfernte Sigitta zu.»

«Sigitta ist auf zwei Seiten vom Jepeflüsschen umzogen, und an einer Stelle bildet dasselbe eine mehrere Meter hohe Stromschnelle, die jedenfalls während der Regenzeit einen hübschen Anblick darbietet.»

Die Ersten hatten Sigitta längst erreicht, als Volz dort eintraf und alles schon vorbereitet fand. «Als wir in die Stadt traten, begegneten wir Hunderten von Personen. Ich liess dem Häuptling sagen, ich sei müde, er möge zu mir kommen, was er auch tat. Nie habe ich eine solche Volksmenge beisammen gesehen. Kopf an Kopf standen Männer, Weiber und Kinder, erstere sämtlich bewaffnet. Der Häuptling selbst ist ein älterer, aber aufrechter, strammer Mann. Seine grauen Haare sind in der Mitte zu einem Kamm und einem kleinen Zöpfchen geflochten. Die Seiten des Schädels sind rasiert, und nur über den Ohren stehen wieder geflochtene Haare. Er trägt grauen Schnurr- und Kinnbart. Von der Stirne über die Wangen bis zum Kinn laufen beidseitig je drei Gruppen langer Einschnitte, die blauschwarz gefärbt sind. Es ist dies die Tätowierungsart der Weihmah Busi. Noch viele andere Männer und Frauen sind derartig tätowiert. Es sind aber alles ältere Leute. Bei

den jüngern scheint man dies nicht mehr zu tun. Die Weihmah Busi tätowieren nur die Freigebornen. Bei sehr dunkeln Leuten, wie beim Häuptling, fallen übrigens diese Einschnitte kaum auf; um so mehr dagegen bei hellen Personen, und solche gibt es hier sehr viele. Namentlich viele Frauen, und unter diesen wieder besonders diejenigen des Häuptlings, sind braun, ja direkt gelb wie Chinesen. Bei ihnen tritt die blaue Farbe stark hervor und entstellt das Gesicht.»

«In unmittelbarer Umgebung des Häuptlings befinden sich mehrere Personen, die ihm stets zu folgen scheinen. Da war erstens ein sehr hübsches und junges, aber voll entwickeltes Mädchen, das sog. «Salaha girl», das sich stets beim Häuptling aufhalten muss. Ein jüngeres Mädchen, noch ein Kind, hat die Aufgabe, den mit einer Lehne versehenen, reich geschnitzten niedrigen Stuhl des Oberhauptes hinter diesem her zu tragen. Ferner folgt ihm ein Sänger. Er trägt einen prachtvoll verzierten Speer. Unterhalb der Spitze sind aus Schmiedeisen allerlei Ornamente angebracht, an denen zwei Pferdeschweife hängen. Ferner gehört zur unmittelbaren Umgebung des Häuptlings ein mohammedanischer Unterhäuptling, der einen grässlich schmutzigen alten Filzhut trägt, sowie der nie nüchterne Bote und ein Rufer in altem zerrissenem Kaftan.»

Nach dem Begrüssungspalaver mit den beidseitigen Versicherungen friedlicher Absichten und der üblichen Ueberreichung von Geschenken setzte das prophezeite Gewitter ein. Schon lange hatte es in der Ferne gedonnert. «Nun wurde es plötzlich merkbar dunkler, ein heftiger Wind wirbelte den heissen Staub der Stadt auf, und nun fielen die ersten Tropfen. Auf einmal schien es mir, als ob diese vom Boden zurückprallten, es waren Rieselkörner, die nach und nach grösser wurden wie grosse Erbsen, dann wie kleine Kirschen, und nun hagelte es wirklich und wahrhaftig. Lustig sprangen die Hagelkörner auf dem Dorfplatze umher oder bohrten sich in den immer noch warmen Staub, um in kürzester Zeit zu schmelzen. Sie trafen auf die erstaunten Enten, die, froh über das langersehnte Nass, nicht wussten, wie ihnen geschah. Es war mir werkwürdig zu sehen, dass die Kälte der kleinen Kügelchen auf die Leute nicht den geringsten Eindruck machte. Der Hagel dauerte nur etwa fünf Minuten, um dann in einen kurzen, herrlich kühlenden Regen überzugehen. Kaum war dieser vorbei, als eine Musikbande

ähnlich der zuletzt geschilderten erschien, mit Elfenbeinhörnern und der dreifachen Trommel. Ein alter weisshaariger Mann, der uns von Bauwai herbegleitet, schien von dieser ermüdenden Tour keine Beschwerden zu haben. Er tanzte, wie ein Neger tanzt, geradezu wie ein Verrückter, und das schien ihn nicht weiter anzustrengen, kaum dass er ausser Atem geriet. Meinen Leuten sandte der Häuptling hierauf eine riesige Kalebasse mit gekochtem Reis, Palmöl und getrockneten Fischen.»

In der Frühe des 1. März erhielt Volz einen Besuch des Häuptlings, ohne ihn aber in ein richtiges Gespräch verwickeln zu können. Dieser schenkte ihm eine grosse Kalebasse weisser Kolas, sowie einen Widder, nachdem Volz eine ihm zugedachte Kuh hatte ablehnen lassen. Dann besichtigte Volz die Stadt.

»Um die Stadt herum liegen kleine Ortschaften, sogen. Half towns, die vollkommen den Talangs der Sumatramalaya entsprechen. Hier halten sich die Leute meistens auf, um Reis zu pflanzen, hier findet man auch ein paar einheimische Gemüse und meistens auch Hühner.»

«Sigitta ist auf eine ganz neue Art befestigt. Die Befestigungswerke, jedenfalls aber das Innerste derselben, sind ziemlich neu. Wenn man sich der Stadt nähert, hat man erst vier Palisadentore zu durchschreiten. Von der Stadt bemerkt man aber nur die obersten Spitzen der Häuser. Sie ist nämlich statt von den üblichen doppelten Palisadenreihen von einer hohen Mauer umgeben. Ein Graben von zirka zehn Meter Breite und ein Meter Tiefe ist rings um die Stadt ausgehoben, und mit dem Material hat man einen riesigen Wall gebaut. Aussen hat derselbe eine Höhe von ungefähr fünf, auf der Innenseite gegen die Stadt zu zirka vier Meter. Die Dicke der Basis beträgt etwa zwei, an dem obern Ende etwa einen halben Meter. Vier Eingänge sind ausgespart. Sie sind noch besonders stark, weil hier nach aussen und innen Steine aufgemauert wurden. Der übrige Teil der Mauer besteht einfach aus der ringsum ausgehobenen Erde. Da wo innen der Boden gegen den Wall abfällt, hat man unten Oeffnungen gelassen, um dem Regenwasser Abfluss zu gestatten. Diese sind beidseitig von grossen Steinen begrenzt, über welche Granitplatten gelegt wurden, auf denen dann der Erdwall ruht. Die Durchgänge tragen ein Dach aus Palmblättern; in jedem Eingang sind zwei aus Bohlen von 10—15 Zentimeter Dicke bestehende Türen angebracht, die nach innen auf-

gehen und dadurch geschlossen werden, dass man in ein Loch des Bodens hinter jedem Tore einen Pfahl senkrecht einschlägt, der ein Aufgehen der Türe verhindert.»

«Der Bau der Mauer geschieht in folgender Weise: Im Abstand der gewünschten Dicke werden lange Pfähle in den Boden geschlagen und unter sich durch Seile aus Schlingpflanzen verbunden. Andere Pfähle aussen und innen verhindern ein Umsinken der ersteren unter dem Druck der Erdmasse. Die ausserhalb des Walles ausgehobene Erde wird erst mit den Händen geknetet und zu Kugeln geformt, die dann fest auf die zu bauende Mauer geworfen und noch eingestampft werden. Steht die Mauer da, so werden beidseitig die Pfähle am Boden abgekappt. Stellenweise hat man an der Innenseite des Walles Gerüste und Leitern angebracht, auf denen Schützen postiert werden können. Ausserhalb des Grabens befindet sich noch eine Palisadenreihe, die aber nicht stark ist. Beidseitig ist die ganze Mauer mit rotem Ton (Laterit) bestrichen, so dass man schon von weitem diesen roten stolzen Wall sieht. Wenn man bedenkt, dass den Erbauern dieses Riesenwerkes als Geräte nur Hackmesser und kleine eiserne Hacken, aber keine Schaufeln, zur Verfügung standen, wird man ihnen die Achtung vor ihrem Mut, ihrer Arbeitskraft und Ausdauer nicht versagen.»

«Auch die Häuser in der Stadt sind mit Ton, meist weissem, bestrichen, und die Basis zeigt einen grauschwarzen Anstrich, der aus Kuhmist besteht und so lange hält, als er nicht mit Wasser in Berührung kommt.»

In Sigitta schien nun Volz der Moment gekommen, zu versuchen, ob er nicht mit den französischen Offizieren in Verbindung treten und einen Brief an sie abschicken könne. Die diesbezüglichen Schritte beim Häuptling stiessen aber auf passiven Widerstand; er behauptete, so etwas nicht ohne Zustimmung der Häuptlinge der umgebenden Dörfer entscheiden zu dürfen und versprach, sie auf den folgenden Tag herbeirufen zu lassen. Die Versammlung fand aber erst drei Tage später, am 5. März, statt. Man machte Volz den Vorschlag, am Donnerstag den 7. März, morgens, von Sigitta aufzubrechen, dann würde er Freitag abend in Bussamai sein. Von dort solle dann ein Bote auf einem grossen mehrtägigen Umweg über neutrales Gebiet einen Brief überbringen; auch Volz selbst solle diesen Umweg

machen, statt von Bussamai direkt nach dem nur wenige Kilometer entfernten Siwilisu (Kuonkan) zu gehen.

Inzwischen hatte Volz vom 2.—6. März in Sigitta noch dies und jenes gesehen und erfahren, was hier nach seinem Tagebuche zitiert werden soll.

«In einer Nacht ertönte aus dem Nachbarhause Stöhnen, dann heftiges Kindergeschrei. Ein Weib hatte geboren. Das Kleine wurde am Morgen von einer alten Frau, welche Hebammendienste geleistet, viermal nacheinander hinaus vor die Hütte getragen und jedesmal in einer andern Himmelsrichtung emporgehalten, da es ein Knabe war. Bei Mädchen begnügt man sich, sie in drei Himmelsrichtungen zu zeigen. Das Kleine war so rot wie ein gesottener Krebs.»

«Hier wird sehr viel Po oder Té (auch Wari)¹⁾ gespielt. Ueber dieses Spiel erzählte Brggs folgende hübsche Geschichte: Ein König, der dem Téspiel leidenschaftlich huldigte, hatte eine einzige, sehr schöne Tochter. Wenn ein Freier kam und um die Tochter anhielt, forderte ihn der König auf, mit ihm Wari zu spielen. Sollte der Freier gewinnen, so sollte er die Tochter erhalten, falls er aber verliere, werde ihn der König töten lassen. Mancher Freier hatte auf diese Weise sein Leben eingebüsst. Wenn aber der König verlor, dann gab er dem Freier als Pfand, dass er sein Wort halten werde, einen Ring. Mit diesem hatte es eine ganz besondere Bewandnis. Der König verehrte nämlich am Ufer eines Baches einen Geist, der im Wasser wohnte. Die Tochter durfte den Vater oft dorthin begleiten und war vollkommen mit der Art, den Geist herbeizurufen, vertraut. Dieser Geist hatte dem König einst den Ring geschenkt. Wenn nun der König, nachdem er beim Warispiel verloren hatte, den Ring seinem Partner gab, so holte der Geist während der Nacht den Ring von dessen Finger und brachte ihn dem König zurück. Pfl egte dann der Freier am folgenden Morgen zum König zu kommen, so fragte ihn dieser nach dem Pfand. War er nun nicht imstande, den Ring zurückzugeben, so beschuldigte ihn der König des Diebstahls und liess ihn töten. So war es schon

¹⁾ Po, Te, Wari, Oware, auch Mankala genannt, ist ein in Afrika, Amerika und Asien verbreitetes Spiel, bei welchem eine Anzahl Bohnen (48) oder Steinchen nach bestimmten Regeln in einer Doppelreihe von 12 schüsselförmigen Vertiefungen vorwärts gespielt werden. Das Spielbrett mit den Schüsseln ist gewöhnlich aus Holz geschnitzt. A. d. H.

vielen Freiern gegangen, und die schöne Tochter war noch immer ledig. Eines Tages aber traf sie, als sie auf das Feld hinaus ging, einen schönen jungen Mann, der ihr sagte, er komme ebenfalls um sie zu werben. Er gefiel ihr gleich, und da sie nicht wünschte, dass er ihrem Vater zur Beute falle, beschwor sie ihn, nicht mit ihm Wari zu spielen. Als aber der junge Mann in die Stadt kam und dem König sein Vorhaben ausrichtete, forderte ihn der letztere auf, mit ihm zu spielen, welchem Ansuchen der Freier nicht zu widerstehen wagte. So wurde gespielt, und immer gewann der Jüngling. Am Abend gab ihm der König das Versprechen, seine Tochter heiraten zu dürfen, und als Pfand für sein Wort händigte er ihm den geheimnisvollen Ring ein. Als die Tochter vom Felde zurückkam und den von ihr Geliebten sah, erschrak sie heftig, als sie den Ring an seinem Finger erblickte. Sie machte ihm darüber Vorwürfe, aber es war zu spät. Als der Werber nun schlief, holte wie gewöhnlich der Geist den Ring von seinem Finger. Das Mädchen aber, welches den jungen Mann herzlich liebte, beschloss, diesen diesmal nicht opfern zu lassen, sondern lieber ihren grausamen Vater zu verlieren. Es war nämlich bestimmt, dass, falls jemand am Morgen zum König kam und den Ring noch besass, bei diesem Anblick der König sogleich sterben musste. Um Mitternacht begab sich die Tochter an den Bach zu dem heiligen Platz, tat dort das, was sie ihren Vater so oft hatte tun sehen, um den Geist zu rufen, und plötzlich erschien dieser. Sie bat ihn, ihr den Ring auszuhändigen, und da der Geist nicht anders konnte, als ihrer Bitte zu willfahren, so übergab er ihn. Sogleich eilte sie nach der Hütte des Geliebten, weckte ihn und steckte ihm den Ring wieder an den Finger. Am nächsten Morgen liess der König den Werber rufen. Als er ihn fragte, wo das Pfand sei und dieser den Ring zeigte, fiel der König tot hin. Die beiden heirateten nun, wurden König und Königin, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.»

«In diesen Gegenden werden fast ebenso viele gelbgrün gestreifte Tücher getragen wie blau und weiss gestreifte. Jene sind durch einen zweiten Färbeprozess aus den ersten hervorgegangen. Man benutzt dazu die Rinde des sog. Bassi-Baumes, einer häufigen Pflanze. Die Rinde wird längere Zeit in Wasser gekocht, hierauf taucht man das aus blauen und weissen Fäden gewobene Tuch 15—20 Minuten hinein, wodurch die weissen

Partien hübsch gelb, die blauen aber grün geworden sind. Leider ist die Farbe aber nicht sehr haltbar und verschwindet nach mehrmaligem Waschen. Bei den Mendi dienen die gelbgrünen Tücher nur als Trauerkleider und werden nur getragen, wenn ein näheres Familienglied stirbt.»

«Im Laufe des einen Tages holten viele Frauen in Körben Steine von ausserhalb der Stadt. Es waren etwa faustgrosse harte Lateritstücke, welche da und dort hinter der Stadtmauer aufgehäuft wurden und im Falle eines Angriffes mit Schleudern geworfen werden sollten. An einem andern Tage brachte man ein in Stücke zerschnittenes Nilpferd (*Hippopotamus liberiensis*), das in der Nähe erlegt worden war. Nicht lange nachher kam ein Ausrufer durch die Strassen. Daraufhin bemerkte ich ein paar Männer in absonderlichen Kostümen. Sie trugen Tücher um den Kopf, was sonst gar nicht üblich ist, hatten Rücken und Bauch mit weissen Tupfen versehen und trugen ein oder mehrere Röckchen aus den Fasern junger Weinpalmenblätter um die Hüften, so dass sie aussahen wie Weiber. In der Hand hielt jeder einen Kuhschwanz, und der Obmann hatte eine Schnur um den Körper gebunden, an der zwei kleine Glöckchen hingen. Es handelte sich nämlich darum, ein noch fehlendes Stück der Stadtmauer zu vollenden. Zu diesem Zwecke hatte man ausserhalb, am Fusse derselben, die Erde gelockert, und Weiber hatten viele Kessel voll Wasser darauf geworfen. Die Leute begaben sich nun an Ort und Stelle, ein paar Trommeln wurden geschlagen, und die Männer tanzten nun im $\frac{3}{4}$ -Takt sehr energisch in dem nassen Boden herum. Bei jedem ersten Takte stampften sie mit dem einen Bein kräftig in den Lehm, und während den drei folgenden drehten sie sich so, dass die Röcklein flogen wie bei Balletteusen. Das Ganze sah ausserordentlich wild aus und war von allen Tänzen, die ich gesehen habe, wenn auch der anstrengendste, so doch auch der nützlichste. Als schliesslich alles zu einem dicken, zähen Brei geworden war, warf man mit Hilfe gebogener Bretter, die als Schaufeln dienten, trockene Erde auf die Oberfläche, und die Tänzer ruhten aus. Die weissen Flecke und Tupfe waren durch den Schweiss längst abgewaschen. Dann ging's wieder los, bis das Baumaterial gut gemischt war und verwendet werden konnte.»

«An demselben Tage, es war ein Montag, fand auch hier innerhalb der Stadtmauer ein kleiner Markt statt, der allerdings nicht entfernt die Dimensionen desjenigen von Djaiamai erreichte, sondern eher an Loma erinnerte. Der Montag ist aber nicht nur Kriegs- und Markttag, sondern auch eine Art Festtag. Nachdem eine Mittagspause den oben erwähnten Tänzern Gelegenheit zum Essen geboten, setzten sie nachmittags ihre Tänze fort. Als die Mauer vollendet war, fanden an zwei Stellen der Stadt andere Tänze statt. An dem einen Orte waren es die Weiber, welche nun auftraten und die ermüdeten Lehm-tänzer entschädigten, an einer andern Stelle tanzten ein paar Männer, die heute nicht Lehm gestampft hatten. Die Lehm-tänzer hatten sich gewaschen, umgezogen und ihre Füße und Unterschenkel mit weissem Lehm angeschmiert (als Medizin). Ich besuchte die Tanzplätze und stellte mich hinter ein paar Zuschauer, aber bald entdeckte man mich, wich scheu zur Seite, und diejenigen, welche mich nicht bemerkt hatten, wurden von den andern aufgefordert, mir Platz zu machen. So war ich nach einiger Zeit wieder isoliert und wurde auch in den gelegentlich gehaltenen Reden erwähnt, so dass ich bald wieder wegging.»

Am Abend des 5. März fand endlich die bereits erwähnte Zusammenkunft der Häuptlinge statt, um zu beraten, ob es möglich sei, einen Brief an die Franzosen zu senden. Das Resultat ist oben mitgeteilt. Es stellte sich bei der Gelegenheit heraus, dass die Leute froh seien, wenn Volz abreise. Denn es hatte sich die Nachricht verbreitet, der französische Kommandant habe, durch zwei erfolglose Angriffe auf Bussamai wütend gemacht, geschworen, die Stadt zu verbrennen, und es sei deshalb von Beyla ein Geschütz mit Brandraketen unterwegs. Volz, den man für einen liberianischen Offizier, ja sogar für den Vater von Lomase hielt, solle den Franzosen sobald als möglich schreiben, sie möchten den Krieg einstellen. «Nun ist aber interessant, dass die dem französischen Gebiet zunächst wohnenden Bunde gerne unter französischem Regiment stehen würden trotz des momentanen Krieges, und es scheint, dass sie viel mehr Sympathien für die Franzosen als für die Liberianer haben. Sie sehen wohl ein, dass die Franzosen dem Lande den Frieden gewährleisten können, Liberia aber nicht. Dazu kommt noch ein anderer Grund. Man sieht hier viel mehr

europäische Produkte, namentlich Stoffe, als der Loffa entlang und weiter südlich. All das kommt von Französisch-Guinea. Sie wissen, dass Frankreich den Handel namentlich durch die Anlage grosser und guter Strassen fördert, dass auf französischem Boden reich besuchte Märkte abgehalten werden, die ihnen nun entweder verschlossen oder nur auf grossen Umwegen zugänglich sind. Alle diese Leute «handeln» ein bisschen, und viele von ihnen würden in grösserem Massstabe Handel treiben, wenn nicht Krieg herrschen würde. Von Liberias Seite erhalten sie nichts, der Entfernung, der mangelnden und unsichern Wege und Liberias Armut wegen. Das Land ist zwar reich, wenn es richtig verwaltet wird und wenn die Staatsidee bei den Beamten vor dem Egoismus käme. Aber daran krankt eben das Land, dass jeder dreimal an sich denkt, bevor einmal an das Land und seine Stellung benutzt, um sich zu bereichern, statt den Staat.»

«In all diesen Kriegsgegenden, die ich in den letzten Wochen bereiste, existiert ein Stand von berufsmässigen Kriegern. Dieselben rekrutieren sich aus den verschiedensten Stämmen und siedeln sich, unbekümmert um den Stamm oder das Recht, stets dort an, wo Krieg geführt wird. Es sind fast alles jüngere Leute, die man daran erkennt, dass sie fast stets einen roten Fez tragen. Diese Kopfbedeckung ist sonst bei den Bande und Bunde selten zu sehen. Diese Krieger, *Gora* oder *Gore* genannt, führen in den Intervallen des Krieges ein faules Leben. Sie beschäftigen sich nicht mit Reisbau oder irgend einem Zweig der Landwirtschaft, da sie vom Häuptling resp. vom Dorfe, in dem sie sich niedergelassen haben, ernährt werden. Nur selten haben sie ein Weib, aber sie beanspruchen gelegentlich die Weiber der Dorfbewohner, die ihnen auch nicht vorenthalten werden. Zeichnen sie sich besonders durch Mut aus, so bekommen sie auch ein Weib geschenkt. Diese Leute liegen meist in den Hängematten der Bare, spielen Po oder spazieren in hübschen Kleidern durch die engen Dorfstrassen. Was sie als Kämpfer leisten, ist mir nicht bekannt; jedoch wird behauptet, sie kämpften stets an der Spitze und kennen kein Zurückweichen. Dies scheint mir aber mehr als zweifelhaft. Nach meinen Erfahrungen sind alle diese Schwarzen feige, solange sie nicht in dichten Haufen beisammen sind. Soldaten gibt es aber in keiner Stadt sehr viele, da ihr Unterhalt zu teuer

sein würde, und so wäre es ihnen nicht möglich, in grössern Abteilungen zu fechten. Ich habe zwar in Loma einen solchen Gore gesehen, dem mehrere Finger der linken Hand abgehauen waren und der deshalb doch seinen Beruf nicht aufgab.»

VII. Von Sigitta nach Bussamai.

(Vom 7. März bis 2. April 1907.)

Am 7. März früh war Aufbruch. «Da ich wusste, dass unser ein sehr langer Marsch wartete und dass wir die nächste Nacht im Walde schlafen mussten, so ging ich mit einigen Begleitern voraus. Der Weg ist fast völlig eben und gut. Ich hatte mich auf Berge gefasst gemacht und gedacht, ein Weg, zu dessen Zurücklegung selbst die leichtfüssigen Eingebornen zwei Tage brauchen, sei schlecht imstande. Ich war deshalb auf das angenehmste enttäuscht, oft lange gerade Strecken vor mir zu sehen, die das Aufnehmen der Karte ungemein erleichterten. Es fehlten zwar Brücken über die Bäche und kleinen Flüsschen, die sich alle direkt oder indirekt in den obern St. Paul ergiessen. Der Wald hatte auch im ganzen nicht den Charakter jener sich majestätisch ausdehnenden Urwälder. Wohl sahen wir vielerorts Spuren, dass auch dieser ausgedehnte und gegenwärtig von Menschen gänzlich unbewohnte Busch, der sich über 50 Kilometer in nordöstlicher Richtung ausdehnt, jene Tiere des Urwaldes beherbergt. Vielerorts war der Weg von Elefanten ausgetreten, oder niedergebogene Bäumchen und Sträucher bezeichneten ihre Wanderungen. Stellenweise roch es stark nach Leoparden, denn man riecht die Stelle, wo sie lagen, noch lange nachher, auch ohne über eine so feine Nase zu verfügen, wie sie ein Hund besitzt. Gewöhnlich fand man dann an solchen Plätzen auch Stellen, wo der Leopard die Erde aufkratzt, wahrscheinlich um die Krallen zu schärfen, wie die Leute sagen, oder, was mir noch wahrscheinlicher erscheint, um sich womöglich der Zecken zu entledigen, die zwischen den Zehen sitzen. An feuchten Orten hatten auch Schweine (jedenfalls das interessante Pinselschwein) den Boden aufgewühlt.»

«Die Ursache, dass dieser ausgedehnte Buschwald nur zum geringsten Teile Urwald ist, liegt darin, dass früher längs der Strasse mehrere grössere Ortschaften lagen, die nun allerdings durch den Krieg so gründlich zerstört wurden, dass man davon